

Der Tod und andere Normalitäten

Von 19Rei-Sama

Kapitel 6: Kapitel 6

Mein FüÙe hasteten durch die Straßen meiner Stadt, trugen mich in Windeseile über Dächer und durch dunkle, stinkende Gassen, während der fahle Mondschein versuchte, die Finsternis in den Straßen zu durchdringen. Das Geräusch meines Herzens surrte in meinen Ohren – immer wieder musste ich schlucken, um es zumindest ein wenig zu vertreiben. Versteckt vor den Augen der in der Nacht herumstreunenden Menschen suchte ich nach einem geeigneten Weg, die Stadt schnellstmöglich zu verlassen. Ich wusste, wohin ich musste. Er hatte mir schließlich alle Informationen hinterlegt.

Wenige Augenblicke später drückte ich mich bereits an eine Säule des östlichen Stadttores, wo gerade die postierten Wachen patrouillierten.

Mist, warum ausgerechnet heute? Ich biss mir auf die hinter dem schwarzen Tuch versteckten Unterlippe – wie sollte ich sie ablenken? Springen würde nichts bringen – sie würden mir folgen – und einfach an ihnen vorbei spazieren konnte ich ja auch nicht. Oh, wie ich es hasste mich kaum konzentrieren zu können! Besonders dann wenn ich wusste, dass ich selbst Schuld war. Mein Gehirn arbeitete einen Plan nach dem anderen aus und verwarf auch einen nach dem anderen, während meine Augen der Patrouille folgte und meine Zunge leise die Sekunden zählte.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben – Drehung. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben – Drehung. Eins, zwei, drei ... Immer sieben Sekunden, davon etwa vier, in denen er mir völlig den Rücken zuwendet. Vier Sekunden, in denen ich aus dem Tor verschwinden muss. Moment, waren das gerade nur sechs Sekunde? Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben – Drehung. Okay, doch nicht.

Ich seufzte erleichtert, wandte mich dann wieder der Patrouille zu. Sobald er sich umdrehte und drei Sekunden lief, musste ich losrennen – um aber genug Schwung zu bekommen, musste ich ein Stück weiter weg und zum richtigen Zeitpunkt loslaufen. Ich wartete kurz, eilte dann leise in eine schmale Gasse zwischen zwei Häusern, von der aus ich die Patrouille sehen konnte. Wieder zählte ich, schließlich rannte ich los! Drei, vier, fünf ...

Mein Körper verschwand durch das Tor, als ich gerade sieben zählte und die Patrouille sich umdrehte – gerade noch rechtzeitig, um nicht gesehen zu werden. Mein Weg führte mich nun über eine weite Grünfläche, die seit Jahren unbenutzt war, zu einem tiefen Wald. Ich wusste, dass ein reiÙender Fluss seinen Weg durch diesen zog – und zu dem musste ich, um Punkt Mitternacht.

Je näher ich dem Wald kam, desto stärker schlug mein Herz – ich hatte beinahe das Gefühl, mein Brustkorb würde bald zerreiÙen. Entschlossen betrat ich aber den Forst und ging nun leise und vorsichtig weiter – langsame Schritte lagen mir nicht, ich

rannte lieber, dennoch war dies hier wohl kaum angebracht.

Tief atmete ich durch – ein Zittern in meiner rechten Hand wurde mir bewusst. Verdammte! Ich ignorierte er und lief weiter. Die Tiere der Nacht streiften durch den Wald – hier aber würden sie nicht einmal auf die Idee kommen, mich anzufallen. Glück, dass Er immer in Wassernähe wartete und dieser Fluss das einzige Gewässer in der Umgebung war.

Langsam wurden Geräusche des Flusses lauter – ich kam also näher. Ich warf meinen Blick hin und her, um möglichst viel wahrzunehmen – ich konnte gut im dunkeln sehen, was mir ebenso einen Vorteil verschaffte wie sonst meine Beine. Nach einigen Augenblicken erreichte ich eine Lichtung und blieb hinter einem Baum stehen, um erst alles zu beobachten.

In der Nähe des Flusses, der sich am Rand der Lichtung entlang zog, stand ein hochgewachsener Mann. Er hatte einen langen, dunkelgrauen Mantel übergestreift, dessen Ärmel unsauber ausgerissen worden waren. Seine Arme wurden von Verbänden geschmückt und auch an seinen nackten Füßen waren Verbände zu erkennen. Ich konnte sehen, dass Er eine schwarze, knapp über die Knie fallende Hose trug und an seiner Hüfte drei Pistolen und zwei Dolche befestigt hatte. Ein weißes, ebenfalls zerschlissenes Shirt konnte ich nur unter dem Mantel erahnen – Er trug immer ein weißes Shirt. Das inzwischen lange rote Haar fiel in sanften wogen über seine Schultern.

Ich blickte neben ihn – dort saß Knife. Er war gefesselt und geknebelt, schien aber bei Bewusstsein zu sein. Seine ohnehin wirren weißen Haare wirkten nun noch wirrer, zudem hatten sich in ihnen Blätter verfangen – er hatte also auf dem Boden gelegen und war verletzt, denn an seiner linken Schläfe konnte ich getrocknetes Blut erkennen. Sein sonst reinweißer Mantel war am Saum und auch an den Ärmeln zerrissen und zudem dreckig, er war barfuß und auch dort machte ich eine leichte Verletzung aus.

Ich hol dich hier weg, Knife!

„Guten Abend, Kaltkrähe. Willst du dich nicht zu uns gesellen?“

Augenblicklich bemerkte ich, dass ich den Atem angehalten hatte. Ich drückte mich kurz gegen den Stamm des Baumes und atmete tief durch, überprüfte in Gedanken meine Ausrüstung, in der Hoffnung, nichts vergessen zu haben. Ein Kribbeln breitete sich in meinen Fingern aus und erreichte schließlich auch meine Schultern – wie ich es hasste. Ich hasste es, dass Er es immer wieder schaffte, mich meiner eigenen Existenz und deren Verlustmöglichkeit bewusst wurde.

„Komm schon, Kaltkrähe – ich habe doch schon viel zu lange auf deine Gesellschaft verzichten müssen!“

Ich hasste es, dass Er es schaffte, Angst aus mir zu zerren.